



tredition®
www.tredition.de

Sandy Kien



Sandy Kien

Shir Khan

Mit dem Teufel durch die Wüste



tredition®

www.tredition.de

© 2018 Sandy Kien

Verlag und Druck: tredition GmbH, Hamburg

ISBN

Paperback: 978-3-7469-1623-1

Hardcover: 978-3-7469-1624-8

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Das Buch

Dieses Buch beinhaltet eine Geschichte, die in meiner Fantasie entstanden ist. Die Handlungen und Beschreibungen Pferde betreffend, basieren auf mein Leben, meine Arbeit und mein Training mit ihnen. Dinge, die ich nicht wissen kann, habe ich sorgfältig recherchiert, aber dennoch der Fantasie ein Tor offen gelassen. Es muss nicht jede Straße, jede Kreuzung und auch nicht jeder Ort in dem Buch in der Realität existieren, genauso wie Personen und Handlungen frei erfunden sind. Es ist mir ein Vergnügen, Sie in eine Welt mitzunehmen, in der ich beim Schreiben wochenlang gelebt habe.

Ähnlichkeiten mit Personen oder Namensgleichheiten sind Zufall und keine Absicht.

Die Autorin

Natur, Abenteuer, Tiere, insbesondere Pferde und Hunde gehören zum Leben von Sandy Kien, genauso wie die Schreiberei. Ihre Woche zählt sieben Tage, ihr Arbeitstag viele Stunden, die sie nicht mehr zählt. Die Zucht von Wolfsschäferhunden, ihre Pferde, das Training, der Hof und ihre große Leidenschaft, das Schreiben von Romanen, lässt ihr kaum Zeit für andere Dinge. Es gibt keinen Urlaub und keine freien Wochenenden, aber dafür gibt es ein Leben an der Luft, auf dem Rücken der Pferde, umgeben von vielen Hunden. Wenn man Sandy fragt, wie sie das alles schafft, sagt sie immer: Nicht nachdenken, sondern machen.

Für mehr Informationen finden Sie Sandy Kien auf Facebook (Autor Sandy Kien) oder unter www.silvermoonkennel.com.

Und jetzt ... viel Spaß.



„Na, komm schon Becky, die Welt steht immer noch! Es war ein schlechter Tag, die Nächsten werden besser. Es haben schon so viele Pferde von uns gesiegt, gut gesiegt, nun diesmal eben nicht. Jetzt hat eben mal eines verloren! Und wenn schon. Warte noch ein wenig, ein Jahr oder so, und Big Tequila wird als Erster durchs Ziel gehen. Er ...“, es war ein nett gemeinter Versuch von Joana, der kleinen, zierlichen, blonden Pferdepflegerin. Aber er fruchtete nicht nur nicht, sondern war im Moment so komplett fehl am Platz.

„Ach, halt die Klappe“, fauchte Becky sie an. Soeben war da noch etwas wie ein resignierter, weinerlicher Ausdruck in ihren Augen gewesen, der aber im Nu verschwand, als sie die netten Worte vernahm, die sie als absolut nervend empfand. Becky war nicht nach Kapitulation und schon gar nicht nach Sentimentalitäten zumute. Während sie sich wutschnaubend ihrer Pflegerin zuwandte, verfinsterte sich ihre Miene zusehends.

„Es hat dich absolut niemand um deine Meinung gefragt, Joana. Und das restliche Geschwätz will ich auch nicht hören, auch nicht von dir. Geh zu dem blöden Gaul, dreh ihn von mir aus durch den Fleischwolf und lass mich zufrieden, okay!“

Becky ließ das entmutigte Mädchen stehen und stampfte mit all ihrem Hass davon. Fast im selben Moment verlor sie ihre Baseballkappe, die ihre Haarpracht im Nacken zusammenhielt, und gab den Blick auf das umwerfend dichte, dunkle, fast schwarze Haar frei. Joana konnte nur den Kopf schütteln. Wenn sie diese Haare öfters offen trug und sich vielleicht auch noch schwarz schminkte, dann konnte sie sich selbst den Namen „Hexe“ verleihen. Das Wesen dazu hatte sie.

Joana seufzte auf und zuckte mit den Schultern. Was solls. Mittlerweile kannte sie Becky eine halbe Ewigkeit. Es war nicht gut, ihre Worte auf die Waagschale zu legen und immer zu ernst zu nehmen. Becky würde sich wieder beruhigen ... irgendwann ... dann konnte man wieder normal und umgänglich mit ihr sprechen. Momentan war sie allerdings fähig, ohne Hilfsmittel einen Bären zu erwürgen, und das, ohne sich anzustrengen. Sie in ihrer momentanen Laune anzusprechen, war jedenfalls jetzt keine wirklich gute Idee.

Joana seufzte noch einmal auf. Die Pflicht rief. Es wartete ein Rennpferd auf sie, das keine besondere Glanzleistung hingelegt hatte. Becky war auf der Tribüne fast ausgerastet, als ein konkurrierender Rennstallbesitzer ihr Pferd als Frosch bezeichnet hatte. Exakter Wortlaut: „Na, Chandler, aus den Sunhill-Rennern sind ja richtige Frösche geworden. Respekt!“ Ein widerliches Grinsen hatte das Ganze untermauert. Joana war froh, dass Becky dem Idioten nicht an die Gurgel gesprungen war. Es blieb bei einigen sehr undamenhaften Wörtern. Ja, Tequila hatte verloren, war Letzter geworden, aber deswegen brauchte man Becky nicht zu beleidigen oder zu provozieren. Die Niederlage war auch so bitter genug. Dennoch war der junge Hengst immer noch ihr Pflegling und musste versorgt werden.

„Nur zu, Joana“, sprach das Mädchen zu sich selbst, „Becky kriegt sich wieder ein und du hast einen Job zu erledigen. Also mach ihn auch. Dafür wirst du bezahlt!“

Damit setzte sie ihren Weg Richtung Stall fort und überließ Becky, die sie in der Menschenmenge sowieso nicht mehr entdecken konnte, sich selbst.

Wie blöd war sie doch gewesen, sich von James überreden zu lassen. Sie hatten sich und ihren Stall lächerlich gemacht. Big Tequila war ein Klassepferd mit bester Abstammung und hatte das Zeug zum Sieger. Aber er war noch zu jung. Zu jung, um zu kämpfen, zu jung, um zu laufen, und viel zu jung, um zu

gewinnen. Becky hatte es gewusst, insgeheim hatte sie es gewusst, und trotzdem hatte sie das Pferd ins Rennen geschickt. Sie sollte wirklich bei dem bleiben, was sie konnte, und nicht das nachzumachen versuchen, was ihr Vater mit großem Erfolg getan hatte. Rennpferde züchten! Es war nicht wirklich ihr Ding. Aber seit dem Tod ihres Vaters blieb ihr kaum etwas anderes übrig, als sich um das zu kümmern, wovon die Sunhill-Ranch lebte und was diese zu Zeiten ihres Vaters hervorgebracht hatte. Weltklasserennpferde! Ihr Vater war mit Feuer und Flamme Züchter und Trainer gewesen. Für ihn hatte es nichts Schöneres und Besseres auf dem Planeten Erde gegeben, als seine Englischen Vollblutpferde. Er, seine Ranch und seine Rennpferde. Becky selbst war auch mit Leidenschaft Züchter und Trainer, aber nicht von Vollblutpferden, sondern von Westernpferden. Sie hatte bereits eine ansehnliche Herde von guten Stuten, konnte immerhin schon die ersten Fohlen verzeichnen, verstand auch die Leidenschaft ihres Vaters, konnte sie aber nicht so ganz teilen.

Oh ja, sie ritt diese Pferde ebenso ein wie er, trainierte sie mit, startete sie auch und konnte bereits eine Reihe von Pokalen ihr Eigen nennen, die sie als Rennfürstin gewonnen hatte. Aber wenn sie sich entscheiden müsste, so würde sie lieber bei ihren Westernpferden bleiben, die sie ebenso züchtete, wie auch in den verschiedenen Disziplinen auf Turnieren startete. Sehr zum Leidwesen ihres Vaters. Vollblüter waren für Becky schön und schnell, aber großteils viel zu hektisch, um einer, nach ihren Vorstellungen, vernünftigen Arbeit nachzugehen. Ihr Herz hatte sie eben an ihre Westernpferde verloren. Die kleinen, stämmigen, rittigen und arbeitsfähigen Quarterhorses waren ebenso ihre Welt, wie die bunt gefleckten Appaloosapferde.

Es hatte sie einen harten Kampf gekostet, ihrem Vater zu erklären, dass sie eine Rinderherde brauchte und auch vorhatte, sich eine zu kaufen. Monate waren vergangen voller „du spinnst ja“, oder „du hast ja nen Knall“. Aber nun gehörte auch die zur Grundausstattung der Ranch. Rinder, an denen Becky ihre Pferde zu Ranchpferden ausbildete. Diese speziell

ausgebildeten Pferde waren Partner und Arbeitsgefährten zugleich, unentbehrlich für jeden Cowboy, zuverlässig und ruhig, aber sensibel genug, auf kleinste Kommandos zu reagieren. Becky liebte diese Arbeit, diese Pferde, liebte das Cowboyambiente in einer Welt, die nach ihrem Geschmack viel zu modern und schnell geworden war.

Aber es hatte sich vieles verändert. Seit ihre Eltern bei dem Unfall ums Leben gekommen waren, war es notwendig, sich um die Zucht und um die Rennqualifikation der Vollblutpferde, die den Namen der Sunhill-Ranch trugen, zu kümmern. Becky hatte notgedrungener Weise genug Ahnung von Rennpferden, um zu wissen, was die Ranch über Wasser hielt. Allerdings hatte sie festgestellt, dass sie nicht das Fingerspitzengefühl ihres Vaters besaß, der immer genau gewusst hatte, wann welches Pferd fertig für ein Rennen war, um auf dem Siegertreppchen zu stehen. Diesmal hatte sie sich auch noch beeinflussen lassen, obwohl sie geahnt hatte, das Big Tequila den Lauf nicht schaffen würde. Ja, er war mächtig, fast ein Riese, hatte eine brisante Ausstrahlung, aber er war eben noch zu jung. Ein Sieg, ein kleiner Sieg ... täte der Ranch so gut, aber so ... Der Name der Sunhill-Ranch rutschte immer weiter den Bach hinunter. Das Glück stand ihr schon lange nicht mehr bei und auch das finanzielle Desaster wurde dadurch nicht wirklich kleiner.

Selbst James hatte sich mehr von dem Junghengst erwartet. Er hatte die fehlende Reife des Pferdes nicht wahrhaben wollen. Nie geglaubt, dass es ihm noch an Kraft, Willen und Ausdauer mangelte und diese Niederlage mussten sie jetzt, neben den bedeutendsten Leuten der Renngeschichte, einstecken. Es war zum Aus der Haut fahren! Ein Tiefschlag nach dem anderen prasselte auf die Sunhill-Ranch nieder, welche langsam aber sicher zum Gespött der Leute wurde. Wer würde sich noch Pferde aus diesem Zuchtstall kaufen, wenn sie als Letzte durchs Ziel krabbelten? Es war wirklich zum ...

Becky ballte die Fäuste und knirschte geräuschvoll mit den Zähnen. Sie achtete nicht auf die Menschen, an denen sie vorbei stampfte, und die sie teilweise anrempelte. Für Grüße

oder Entschuldigen hatte sie weder Lust noch Zeit. Einfach weg hier und nie wieder erscheinen, bis sie einen sicheren Sieger hatte. Wenn das so weiterging, konnte sie bald die Ranch ihres Vaters zusperren und ihre Memoiren schreiben. Dann würden ihr Name und jener der Ranch nur noch einer von Vielen auf einer langen Liste sein. Und ihre Ranchpferdezucht steckte noch zu tief in den Kinderschuhen, als das sie ...

„Miss, he Miss ...!“

Becky reagierte nicht. Sie war zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, als dass sie bemerkt hätte, dass der Ruf ihr galt.

„Miss, bitte, Miss!“

Diesmal sah sie kurz auf und erkannte im Augenwinkel einen Mann, der ihr zuwinkte, wodurch sie sich nun doch angesprochen fühlte.

Er saß auf einem Zaun und hatte die Zügel eines Pferdes in der Hand. 'For Sale' leuchtete ihr in großen Lettern entgegen. Wahrscheinlich war der Mann nur ein Händler, der versuchte, seine Ware an den Mann zu bringen.

„Bitte, Miss!“

Becky wusste nicht, warum sie stehen blieb. Normalerweise ging sie wortlos an solchen Leuten vorüber und überließ sie ihrem Schicksal. Sie hatte zu Hause genug Pferde, sie brauchte kein Weiteres.

„Es tut mir leid“, versuchte sie sofort und das erstaunlich freundlich, klarzustellen, „wir haben genug Pferde, ich brauche keins.“

Der Mann, er gehörte bereits der älteren Generation an, sprang leichtfüßig vom Zaun, den Zügel fest im Griff und trat auf sie zu.

„Das meine ich nicht, Miss ...!“ Er deutete nach hinten, den Weg zurück. „Sie haben Ihre Geldbörse verloren, Miss.“

Etwas erstaunt blickte Becky zurück und sah tatsächlich ihre kleine Ledertasche auf der Erde liegen. Wahrscheinlich hatte sich der Karabiner gelöst, mit der sie am Gürtel befestigt gewesen war.

„Oh, danke“, entgegnete sie deutlich entspannter, „das habe ich nicht bemerkt!“

Mit wenigen Schritten war sie bei der Tasche, hob sie auf und dachte an die gesamten Papiere, die mit dieser Tasche verloren gegangen wären. Mit Sicherheit hätte sie sich grün und blau geärgert.

„Sie sollten besser aufpassen und nicht wie ein wild gewordener Büffel durch die Menschenmenge jagen. Diese finstere Miene steht Ihnen gar nicht.“

Etwas verblüfft starrte Becky den Mann an und bemerkte erst jetzt die schwarzen, langen, eingedrehten Zöpfe, die unter seinem schon leicht zerbeulten Cowboyhut hervorkamen. Dezent Perlen hingen in seinen Haaren und eine unscheinbar bunte Kette zierte seinen Hals. Der Mann war alt, zumindest um etliches älter als sie. Die heiße Sonne, gepaart mit der trockenen Luft der Prärie, hatte die Haut seines Gesichtes gegerbt. Aber er schien weder gebrechlich noch unbeweglich. Und er hatte gerade an ihr herumgemeckert, was so ziemlich niemand durfte. Aber in Anbetracht der gefundenen Geldtasche wollte sie Gnade walten lassen.

„Es tut mir leid, dass Ihnen mein Gesicht nicht gefällt“, Becky kniff ihre Augen zusammen, „Ich habe Sie nicht gebeten, es anzusehen. Außerdem pflege ich so zu gehen, wie ich es für richtig halte. Ob, wie ein Büffel oder eine Gazelle ist meine Sache. Sie haben meine Tasche gefunden, dafür danke ich, und nun, guten Tag.“

Ach, wie schnell hatte sie ihre zynische Art wiedergefunden. Ihre Worte waren weder freundlich noch in irgendeiner Weise nett. Ein Grund höflich zu sein, hatte sie nicht mehr. Wenn dem Indianer etwas nicht passte, sollte er das für sich behalten.

Becky stand schon im Begriff, sich wieder ihrem Tun zuzuwenden und den Mann mitsamt seinem Pferd einfach stehen zu lassen, als sie irgendjemand heftig anrampelte. Zum Scherzen war sie absolut nicht aufgelegt, weswegen sie wütend und deutlich aggressiv herumfuhr, aber zurückschrak, als sie in zwei Pferdeaugen blickte. Sie waren dunkel, groß und unschuldig, sanftmütig, vertraut und doch irgendwie vorsichtig. Das Pferd stupste sie ein weiteres Mal an, diesmal weniger heftig und weniger aufdringlich. Schließlich schüttelte es seinen Kopf und trat einige Male auf der Stelle hin und her. Becky konnte fast nicht anders, als über den, mit einer kleinen weißen Blesse verzierten Nasenrücken des Pferdes zu streichen. Sie hatte das Tier vorher nicht beachtet. Es war ein Pferd, wie jedes andere auch. Einen Körper, ein Kopf vorne, ein Schweif hinten und vier Hufe unten. Jetzt betrachtete sie es etwas genauer.

Der Hengst, wie sich herausstellte, war klein, aber äußerst kompakt. Seine Hinterhand war rund, der Rücken kurz, der Widerrist flach, der Hals nicht zu lang, aber muskulös, die Ohren klein, die Ganaschen tief angesetzt, das Maul breit und der Nasenrücken gerade, bis auf eine kleine Wölbung im letzten Knochenstück. Seine Gelenke waren kräftig und die Sehnen schienen hart wie Stahl. Etwas seltsam wirkte deshalb die gesprenkelte Färbung um sein Maul und rund um die Augen, in deren Inneren deutlich eine weiße Einfärbung zu erkennen war. Es grenzte die restliche kupferartige Fellfärbung markant ab. Nur einige weiße Punkte glänzten auf der Kruppe dieses Tieres.

„Ein Appaloosa, nicht?“, fragte sie den Mann ruhig, der längst bemerkt hatte, dass sie sein Pferd in Augenschein genommen hatte.

„Das stimmt“, bestätigte er, „Er geht in der Arena genauso sanft und ausgeglichen, wie an der Herde oder am einzelnen Cattle als Roping Horse. Ein perfekter Allrounder. Wollen Sie ihn reiten?“

Der Indianer ließ einfach die Zügel fallen und griff nach dem Sattel, der über dem Zaun hing. Kaum zu glauben, dass der

schwere Westensattel überhaupt auf dieses Pferd passte. Becky dachte an ihre eigene Herde, an die Stuten, die gerade Fohlen führten und an die Appys, die mit ihrer flotten Scheckung einfach immer auffielen, wo sie auftauchten. Einen Hengst besaß sie nicht. Gerne wurden die ruhigen Quarterhorses und Appaloosapferde als Begleiter für die Blüter benutzt. Einfach als nervliche Stütze und als Beruhigungsmittel. Beckys Vater und auch ihr Bruder James hatten ihren Spleen für diese Cowboy- und Indianerpferde, wie sie gerne sagten, nie wirklich unterstützt oder gefördert. Ihre Begeisterung für Ranchpferde hatte sich ganz von selbst immer mehr entwickelt und niemand hätte je abwenden können, was gekommen war. Irgendwann hatte Vater Chandler aufgehört, Becky einreden zu wollen, dass sie der geborene Jockey war, und ihr ihren Willen und ihre Ideen gelassen. Deshalb hatte sie vor vier Jahren begonnen, Ranchpferde mit einer kleinen Herde von sechs Stuten zu züchten. Zwei Wallache hatte sie dazu genommen, um sie auszubilden und dann zu verkaufen. Die Wallache waren längst weg und langsam zeigte sich, was für gute Pferde unter ihrer Aufsicht geboren und herangewachsen waren, sehr zum Leidwesen ihres Vaters, der für die wilde Cowboymacke seiner Tochter, auch nach dem Verkauf der beiden Wallache, nicht viel übrig hatte. Dass die Sunhill-Ranch eigentlich erschaffen worden war, um Rennpferde herauszubringen, war bis zu dem Unfall nur bedingt zu Becky vorgedrungen.

In Blitzgeschwindigkeit war das Pferd gesattelt, obwohl Becky gar nicht vorhatte, ihn zu reiten, geschweige denn zu kaufen. Wenn der Mann anderer Ansicht war, so musste sie ihn eines Besseren belehren.

„Es tut mir leid, aber ich habe keine Verwendung für so ein Pferd. Er mag gut sein und ist auch ein hübscher Kerl, aber, sorry, ich kann ihn nicht brauchen.“

Um einer weiteren Diskussion aus dem Weg zu gehen, drehte sie am Absatz um und machte sich auf den Weg ins Rennbüro, um sich abzumelden, zu bezahlen, ihren Stempel zu kassieren, sich die blöden Meldungen anzuhören und zu verschwinden.

Das kleine Pferd gefiel ihr, keine Frage, aber sie hatte derzeit anderes im Kopf, als sich Gedanken über ein neues Pferd zu machen.

Schnell war ihr Schritt, als sie sich von dem Indianer entfernte. Sie wollte ihn so schnell wie möglich vergessen. Sobald sie im Auto saß und in die Heimat fuhr, waren die beiden für sie Vergangenheit.

Ein Wiehern! Langgezogen und irgendwie schmerzvoll. Sie wusste sofort, von wem es war. Es traf, traf sie tiefer, als sie wollte. Becky verlangsamte kurz ihren Gang. Das Pferd rief sie, es sprach mit ihr, schrie ihren Namen.

„Du spinnst“, schimpfte sie bei sich, „du hast ´nen Knall.“

Hurtig setzte sie ihren Weg fort. Je schneller sie verschwand, desto schneller war auch das Tier mitsamt seinem Besitzer verschwunden. Vor ihr lag das Bürogebäude. Hinter seinen gläsernen Türen gehörten die beiden hoffentlich längst der Geschichte an.

Schnell hastete sie die Stufen hoch, wagte sich nicht ein einziges Mal umzusehen. Eine Mensentraube kam ihr entgegen und verschluckte sie fast völlig. Die Drehtür. Becky musste einen Augenblick warten, bis der Eingang frei war und sie hindurchschlüpfen konnte. Im Inneren des Gebäudes war es angenehm kühl und frisch. Wahrscheinlich lief die Klimaanlage auf Hochtouren. Schnell bahnte sie sich ihren Weg zu einem freien Schalter.

„Ja bitte.“ Es war dasselbe freundliche Fräulein, welches sie schon am Vortag bei der Ankunft begrüßt hatte. Allerdings war Becky derart schlecht gelaunt, dass sie die Freundlichkeit der jungen Dame einfach nicht verkraften konnte. Sie war tierisch gereizt.

„Haken Sie mich bitte ab, wir wollen fahren!“ Das war unmissverständlich und genau.

„Nicht so gut gelaufen für Sie, Miss Chandler?“ Vielleicht war es gut gemeint, sollte sie aufheitern, kam aber verdammt schlecht an. Becky reagierte nicht darauf, sondern verzog lediglich ihr Gesicht.

„Vergessen Sie den heutigen Tag. Er existiert für mich nicht mehr“, kam dann doch noch aus ihr heraus.

„Machen Sie sich nichts draus“, entgegnete die Dame immer noch fröhlich, „Ihr Herr Vater hatte auch manchmal Pech auf dieser Bahn. Schweres Pech, verstehen Sie?“

Becky zuckte kurz zusammen und richtete sich zu ihrer gesamten Körpergröße auf.

„Ich wüsste nicht, was Sie mein Vater angeht“, fauchte sie böse und riss der Dame die Papiere aus der Hand. Mit einer heftigen Bewegung knallte sie ihr einen Geldschein auf den Tisch.

„Der Rest ist für Sie! Ersticken Sie dran!“

Nicht nur die Dame, auch ihre Schalternachbarin blickte kurz auf. Die Worte Beckys waren derart frech und unhöflich, dass sich selbst die Umstehenden verstohlen nach ihr umsahen.

Becky ließ sich von den Blicken weder aus der Bahn werfen noch lange aufhalten. Schnell hatte sie ihre Papiere verstaut und verschwand mit Riesenschritten aus dem Gebäude. Ein sicherer Blick, aber der Indianer war mitsamt seinem Pferd verschwunden. Auch gut! So brauchte sie keinen weiteren Gedanken an ihn zu verschwenden, war mit sich und der Welt allein und konnte ihre miese Laune weiterhin vor sich herschieben. Mit zwei Sprüngen hatte sie die Treppe genommen. Wenn Joana schnell war, hatte sie bereits ihren Bruder verständigt und Big Tequila fertiggemacht. Wahrscheinlich wartete man nur noch darauf, ihn verladen zu können, was Becky immer selbst überwachte.

Während sie hastigen Schrittes den Weg zu den Stallungen aufnahm, zog sie ihre Sonnenbrille vom Gürtel und setzte sie

auf. Es war schrecklich heiß. Die Sommersonne zeigte, was sie konnte. Regen war in nächster Zeit nicht zu erwarten. Ihre kleinen Sporen klimperten bei jedem Schritt, den sie tat. Zwar gehörten sie, wie Jeans, Stiefel, Hemd, das sie vor sich verknotet hatte, und Bolo Tie, sicher nicht zum Outfit eines Rennstallbesitzers, aber sie fühlte sich wohl darin und wollte das Geräusch der Sporen auf keinen Fall missen. In den letzten Jahren hatte sie viel, ja, fast alles aufgegeben, aber das, das nahm ihr niemand.

Becky war schon dicht bei den Stallgebäuden, als sie wirres Geschrei, Hufgeklapper und ab und an ein schrilles Wiehern hörte. Viele Rennstallbesitzer traten gerade ihren Heimweg an und es war nichts Neues, dass Pferde beim Verladen Schwierigkeiten machten. Ein gewohntes Bild, wenn Menschen mit Pferden kämpften. Dieses zu ignorieren und daran vorbei zu gehen, war ihr durch Erfahrung beigebracht worden. Früher hatte sie versucht, zu helfen. Aber anstatt ihr zu danken, hatte man sie angeschrien, gestoßen, geschlagen, zur Seite gezerrt und befohlen, sie solle sich aus fremden Angelegenheiten raushalten. Das tat sie nun auch. Sie hatte eigene Pferde zu trainieren. Sollten andere doch machen, was sie wollten. Zielstrebig suchte sie sich zwischen den umherstehenden Pferdeanhängern, Trucks und parkenden Fahrzeugen ihren Weg zum Auto. Joana hatte den Hänger bereits geöffnet. Wahrscheinlich, um ihn etwas durchzulüften. Merkwürdig, dass James noch nirgends zu sehen war. Normalerweise wartete er immer schon vor dem Auto, bis man ihm mit seinem Rollstuhl half. Aber weder er noch Joana waren irgendwo zu entdecken. Und dann dieser Lärm. Das Hufgetrampel, das Stimmengewirr. Becky war geneigt, ihrer Neugier nachzugeben. Was um alles in der Welt spielte sich da ab? Sie warf nochmal einen Blick in den Hänger und zum Stall. Von Big Tequila und Joana keine Spur. Was konnte es also schaden, einfach einen Blick auf den Wirbel zu werfen?

Sie zögerte noch kurz, nahm aber dann ihre Sonnenbrille ab und ging vorsichtig um das alte, mit Efeu bewachsene Gemäuer

herum, dem Geschrei entgegen. Nur noch einige Bäume trennten sie von dem Geschehen. Vorsichtig ging sie auf die paar Menschen zu, die sich versammelt hatten, um nicht nur das wild kämpfende Pferd, sondern auch die Männer zu beobachten, die versuchten, das Tier zu bändigen. Ein großer Dodge, neu und modern, mit einem nicht minder modernen Pferdetransporter standen bereit. Die breite Rampe war einladend geöffnet, nur das Pferd weigerte sich entschieden einzusteigen. Ein normales Bild, bis auf eine winzige Kleinigkeit. Es waren nicht nur ein oder vielleicht zwei Personen, die sich mit dem Tier ärgerten, sondern Becky zählte insgesamt sieben. Zwei hingen je an einem Führstrick direkt mit einem dicken Lederhalfter verbunden, das fest um den Kopf des Pferdes geschnallt war. Ein Dritter hantierte mit einem Lasso, während zwei andere versuchten, das Tier mit Longen nach vorne zu schieben. Die beiden Letzten standen mehr oder minder planlos herum, schrien und gestikulierten natürlich mit, bereit, jederzeit irgendwo zuzugreifen, sollte es vonnöten sein. Es war ein interessantes Schauspiel. Das Pferd, ein schöner Dunkelfuchs, Hengst wie sich zeigte, war bis über beide Ohren eingepackt, was ihn aber nicht daran hinderte, sich wie ein gepeinigter Irrer aufzuführen. Er stieg heftig, schlug nach allen Seiten aus, kaum dass es jemand wagte, ihm zu nahe zu kommen. Angefasst wollte er schon mal gar nicht werden und das besonders schnelle Rückwärtsgehen – weg vom Hänger - beherrschte er perfekt. Seine Augen zeigten Zorn, Kampfbereitschaft, Unlust und Sturheit. Seine Nüstern waren weit geöffnet, da ihn das Theater sichtlich Kraft kostete. Aber selbst ein Blinder konnte sehen, dass er nicht so schnell aufgeben würde.

Ein paar Mal verhedderte er sich in den Longen und stieg dabei derart hoch, dass Becky glaubte, er würde sich nach hinten überschlagen. Aber mit wirbelnden Vorderhufen hielt er Gleichgewicht. Seine Eisen rutschten geräuschvoll über den Asphalt, mehrmals knickte er um. Dank der dicken Transportgamaschen passierte ihm jedoch nichts.

Man begann sich erst Sorgen zu machen, als er plötzlich vorwärts, Richtung Hänger sprang, als ob er gerade jetzt bereit wäre, wie ein Torpedo in das Innere zu schießen. Frühzeitig bremste er jedoch ab, um wie eine Furie mit den Vorderhufen auf den Transporter loszugehen. Gedankenschnell sprang der Hengst herum, wobei er versuchte, heftig gegen das Blech auszuschlagen. Dabei verwickelte sich eine der hinteren Transportgamaschen um einen Haken an der Laderampe. Das Pferd spürte den Widerstand, schlug nochmals heftig aus, wobei es sich die Gamasche vom Bein zog. Dabei verlor es das Gleichgewicht und knallte mit seiner ganzen Masse auf den Boden.

Jeder, aber auch jeder, hielt die Luft an, bis auf zwei der „Verladespezialisten“. Vermutlich erschrocken und in Angst, um das ihnen anvertraute Pferd, begannen sie heftig zu rufen und zu kreischen, stürzten sich auf das Pferd und versuchten es irgendwie wieder hochzuzerren.

Drei, vier Versuche unternahm der Renner. Immer wieder rutschten seine Eisen über den Boden, wie über eine glatte Eisfläche, doch dann fand er Halt und wuchtete sich in die Höhe. Erschrocken und zitternd stand das Tier da, vielleicht doch geneigt, aufzugeben, als ein vorbeifahrendes Fahrzeug ihn abermals dazu veranlasste, zu explodieren. Doch diesmal mit ganzer Kraft. Betreuer und Pfleger gestikulierten wild, schrien, riefen – es war unmöglich die Laute der arabischen Sprache auch nur nachzuahmen – und hatten alle Hände voll damit zu tun, das Tier zu halten, von Bändigen konnte keine Rede mehr sein. Der Fuchs schwitze stark unter der bereits zerrissenen Decke, Schaum bildete sich bei den Riemen des Halfters. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann ihn die Kraft verlassen und er dann doch endgültig aufgeben würde.



Becky glaubte nicht nur das Pferd, sondern auch dessen Besitzer zu kennen, die allerdings nicht anwesend waren. Irgendein schnöder Scheich, der diese Leute dafür bezahlte, dass sie dem Pferd das antaten, was sie gerade machten. Dieser arabische Typ hatte wohl weder Zeit noch Muße mal ein Auge auf das zu werfen, was die Betreuer des Pferdes sich so alles einfallen ließen, um es einfach nur zu verladen. War er nicht der Sieger eines der Rennen gewesen? Becky konnte sich nicht mehr genau daran erinnern. Diese Scheichs mochten genug Geld besitzen, sich jedes erdenkliche Pferd kaufen zu können, doch Geld allein war nicht alles, und mit Geld ließ sich selbst das beste Pferd nicht mehr reparieren, wenn es sich beim Verladen einmal umgebracht hatte. Die junge Frau war geneigt, sich einzumischen, musste sich wirklich heftig zurücknehmen, es doch nicht zu tun. Die Menschen, die sich angesammelt hatten und voller Neugier das Schauspiel verfolgten, hatten bestimmt alle genug Ahnung zu erkennen, dass das Pferd nicht nur am Ende seiner Nerven, sondern so nicht in den Transporter zu bringen war. Becky fragte sich, wie sie es wohl geschafft hatten, es überhaupt hierher zu bringen. Vielleicht unter Drogen, mit Beruhigungsmittel vollgestopft oder auch komplett sediert. Möglichkeiten gab es ja viele.

Die Frau glaubte schon an ein Ende des Spektakels. Die Gamasche war kaputt, ein Seil hing zerrissen am Halfter des Hengstes und die Decke, die ihn vor Schrammen bewahrt hatte, hing in Fetzen von seinem Körper. Becky wollte sich schon umdrehen und wieder verschwinden. Es gab nur wenige Pferde, die jetzt noch eins draufsetzen würden und sie glaubte nicht